



Ursula Bukelskiene (vorn) fällt es nicht leicht, über ihre Kindheit zu sprechen. Ebenso wie Erika Auchtun flüchtete sie als junges Mädchen vor der Roten Armee in die litauischen Wälder - bis Bauern sie aufnahmen, ihr zu essen und einen litauischen Namen gaben. (Bild: Felix Hoffmann)

Sie flüchteten vor der Roten Armee in die litauischen Wälder - ohne Eltern und ohne Essen

Das Schicksal der Wolfskinder

Von Lars-Peter Dickel

Klaipeda. Sie mussten früh lernen, für sich selbst zu sorgen. In den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges wurden viele Kinder in Ostpreußen von ihren Eltern und Geschwistern getrennt. Sie wurden heimatlose Kriegswaisen.

Auf der Flucht vor der Roten Armee lebten sie in Wäldern, versteckten sich, aßen, was sie finden konnten. Deshalb nennt man sie Wolfskinder.

Im Simon-Dach-Haus, dem Begegnungszentrum der deutschen Minderheit in Klaipeda, dem ehemaligen Memel, treffen sich die Wolfskinder. Das Schicksal von Ursula Bukelskiene (72) und Erika Auchtun (69) ist typisch. Sie gingen nach Litauen, fanden Unterschlupf in litauischen Familien und überlebten.

Über ihr schweres Schicksal konnten sie 60 Jahre lang nicht sprechen. In der Sowjetunion wurden die Wolfskinder totgeschwiegen. Die UdSSR duldet keine schwarzen Flecken auf der Geschichte ihrer siegreichen Armee. Erst nach der Unabhängigkeit der baltischen Republik 1991 wurde das Schweigen über das Unrecht und Leid gebrochen, das die beiden Frauen mit so vielen anderen teilen.

Ursula Bukelskiene war zwölf, als sie aus der Gegend von Königsberg flüchten musste. Die Rote Armee kam immer näher. Hitler wollte, dass die Wehrmacht diese Stadt bis zum letzten Mann verteidigt. Verbissen und brutal wurde gekämpft - ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung zwischen den Fronten.

Es war der 30. November 1944. Die Erinnerung an diesen Tag ist in Ursula Bukelskiene nicht auszulöschen: „Ich weiß noch genau, wie die Russen kamen: Uhr und Ring waren die ersten Worte, wenn sie in die Häuser kamen.“ Plünderungen und Vergewaltigungen schürten die Angst

bei Frauen und Kindern.

Ursula Bukelskiene war mit ihrer Mutter und der jüngeren Schwester allein. „Meine Mutter und meine kleine Schwester starben an Typhus und Hunger in einem Lazarett.“ Der Vater war Soldat, irgendwo an der Front. Die beiden älteren Brüder waren schon gefallen. Die 12-Jährige war auf sich gestellt. Es gab nichts zu essen. Schon gar nicht für ein Kind, das nichts zum Tauschen hat. „Wir haben uns versteckt, sind an die russischen Feldküchen 'ran geschlichen, um die Kartoffelschalen zu stehlen“, erinnert sich die 72-Jährige.

„In Litauen gibt es Brot. Da gehen wir hin!“, hörte sie von anderen Flüchtlingen. Was gab es da noch zu überlegen? „Wir haben uns an den Bahnhof geschlichen, gewartet, bis ein Güterzug losfuhr und sind dann aufgesprungen.“

Erika Auchtun war damals acht. Sie versteht deutsch,

spricht es aber nicht mehr. Ursula Bukelskiene übersetzt für ihre Freundin. „Erika ist zu Fuß nach Litauen gekommen. Sie hat mit niemandem reden können und einfach verlernt Deutsch zu sprechen.“

Ohne ein Wort Litauisch zu können, schlug sich auch Ursula Bukelskiene durch. Sie fand Unterschlupf in einer Bauernfamilie. „Mit ihnen konnten wir reden. Aber kein Russe durfte erfahren, wer wir sind.“ Das hätte Deportation bedeutet. Die Rote Armee hatte sofort mit der systematischen Vertreibung der Deutschen begonnen.

Die Bauern seien arme, aber liebe Menschen gewesen. Die Wolfskinder mussten auf den Höfen arbeiten. „Für unnütze Esser war da kein Platz, also habe ich Kühe gehütet“, sagt Bukelskiene. Für die Schule war keine Zeit, deshalb blieb ihr später nichts anderes übrig, als in einer Wäscherei zu arbeiten.

Acht Jahre lang lebte sie bei ihrer neuen Familie, lernte Litauisch. Deutsch sprach sie nur mit ihren Leidensgenossen. Mit der Zeit wurde der Hof zu ihrem zweiten Zuhause. Mit 20 heiratete sie und gründete eine Familie.

„Das Blümchen hat es genauso schwer, Wurzeln zu schlagen wie wir“

Ursula Bukelskiene, Weltkriegsüberlebende

Die Suche nach ihrem Vater hat sie nie aufgegeben. Auch der Vater suchte seine Ursula. Über Verwandte in Deutschland fanden beide wieder zueinander - aber nur in Briefen. Er lebte in Tübingen. Eiserner Vorhang und Kalter Krieg trennten die Familie. „Alle zwei Jahre habe ich einen Ausreiseantrag gestellt. Aus-

reisen durfte ich aber nie. Dann war es zu spät“, sagt Ursula Bukelskiene. 1967 starb ihr Vater, ohne dass sich die beiden noch einmal sehen und in die Arme schließen konnten.

Es ist das erste Mal im Gespräch, dass Ursula Bukelskiene zu weinen scheint - ohne Tränen. Sie schaut auf und blickt in sich gekehrt in den Raum. Wolfskinder haben gelernt ihre Gefühle zu verbergen, stark zu sein, zumindest nach außen. Dann ringt sie ihre Gefühle nieder und fasst sich: „Das ist Schicksal, das kann man nicht ändern“, sagt sie hart.

Seit 1994 hat Ursula Bukelskiene wieder einen deutschen Pass. Schon oft war sie mit anderen Wolfskindern in Deutschland. Auch Erika Auchtun hat sie begleitet. Gemeinsam besuchten sie Eikas Schwester in Dortmund. Die beiden Frauen könnten nach Deutschland auswandern. „Viele Wolfskinder haben das getan“, sagt Bukelskiene. Für die 72-jährige und ihre jüngere Freundin ist das aber keine Alternative mehr. Beide haben Familie in Litauen.

Außerdem hat Ursula Bukelskiene hier eine Aufgabe: Sie leitet einen Ortsverein der Wolfskinder. Sie will die Erinnerung wach halten, „damit niemand mehr so ein Schicksal erleiden muss“. Unter dem Dach eines Vereins haben sich 1991 über 200 dieser Wolfskinder zusammenschlossen. Das Edelweiß wurde zu ihrem Symbol: „Das Blümchen hat es genauso schwer, Wurzeln zu schlagen und zu wachsen wie wir“, sagt sie. Doch es wird immer schwerer, die Erinnerung wach zu halten. Denn die Wolfskinder sterben aus. Noch 114 sind es, die offen über schweres Schicksal reden.

Ursula Bukelskienes Hoffnung ruht auf ihrer Tochter Valeria. Sie setzt sich im Verein Edelweiß als Wolfskinder der zweiten Generation für das historische Erbe ihrer Mutter ein.

Mahnmal erinnert an die Ermordeten Die Stille im Wald von Paneriai

Von Lars-Peter Dickel

Vilnius. Im Wald von Paneriai scheint kein Vogel zu zwitschern. Die Stille an diesem Ort ist erdrückend. Kein Besucher kann sich diesem Eindruck entziehen, und auch Unwissenden wird klar: Dies ist ein besonderer Ort, eine Stätte tiefer Trauer, ein Platz an dem 100 000 Menschen ermordet wurden.

In dem Kiefernwald, zehn Kilometer von Litauens Hauptstadt Vilnius entfernt, liegt die Gedenkstätte. Hier manifestiert sich die Bestialität des Nationalsozialismus und des Antisemitismus am deutlichsten in Litauen.

Vor dem Zweiten Weltkrieg galt Vilnius als das Jerusalem des Ostens. Von den insgesamt 220 000 Juden die in Litauen lebten, wohnten 70 000 in der Stadt mit den 100 Synagogen. Der Ursprung für dieses reichhaltige jüdische Leben liegt in der weitgehenden Autonomie, die der litauische Großfürst Vytautas den Juden bereits im 14. Jahrhundert gewährte und die ohne Gleichen in der europäischen Geschichte ist. Anders als in den meisten anderen europäischen Ländern durften Juden Land besitzen. Sie dominierten Handel und Gewerbe bis in die 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Antisemitismus war anders als in Deutschland oder Polen die Ausnahme. Erst als im Juni 1941 die Litauer gegen die sowjetische Besatzungsmacht rebellierte, ändert sich dies.

Kommunisten und Juden sterben

Die litauischen Freiheitskämpfer nutzten eine kurze Phase der Anarchie zwischen der Flucht der Roten Armee und dem Einzug der deutschen Wehrmacht zu Pogromen, bei denen nicht nur Kommunisten, sondern auch 8000 Juden ermordet wurden. Die Juden waren in den Augen der Litauer zu Komplizen der Sowjets geworden. Viele Juden hatten die durch den Hitler-Stalin-Pakt ermöglichte Besetzung Litauens durch die Rote Armee am 15.

Juni 1940 begrüßt, weil sie diese als Beschützer vor den Nazis empfunden hatten, schreibt der Historiker Joachim Tauber.

Als die Wehrmacht 1941 Litauen besetzte, zogen mit ihr auch die Mörderbanden des SS-Sicherheitsdienstes und der Polizeibattalione ein. Mit dabei war auch SS-Standartenführer Karl Jäger. Er organisierte den Massenmord.

Opfer mussten selbst ihre Gräber schaufeln

Laut Historiker Wolfram Wette geschah dies in Litauen „rascher und gründlicher als anderswo“. Der Jäger-Bericht vom 1. Dezember 1941, der im staatlichen jüdischen Museum in Vilnius hängt, berichtet von 137 346 ermordeten jüdischen Männern, Frauen und Kindern. Früher als anderer SS-Führer meldete Jäger das kleine baltische Land als „judenfrei“. Eindeutig belegt ist, dass die deutschen „Einsatzgruppen“ bei ihrem Morden von litauischen Helfern unterstützt wurden.

Anders als in den großen Vernichtungslagern starben die Menschen in Paneriai nicht durch Zyklon B, sondern durch Erschießen und Erschlagen. Die 100 000 Menschen - darunter 70 000 Juden, die im Wald von Paneriai umgebracht wurden - mussten sich vorher selbst ihr Grab schaufeln. Begraben liegt in diesem Kieferwald aber kaum noch eines der Opfer. Als klar war, dass sich das Kriegsglück gegen die Deutschen wendet und die Rote Armee bald wieder hier sein würde, gruben die Mordkommandos die Leichen aus und verbrannten sie. Die kraterähnlichen Gruben zeugen noch davon.

Seit 1960 erinnern Gedenksteine mit Inschriften in Hebräisch, Litauisch, Russisch und Englisch daran, was im Wald von Paneriai passiert ist. Ein kleines Museum in einer Baracke zeigt persönliche Dinge der Opfer, Dokumente und Fotos. Das ganze wirkt schlicht. Doch verfehlt es seine Wirkung nicht. Denn die ungewöhnliche Stille von Paneriai ist ein Mahnmal, das für sich selbst spricht und seine Wirkung nicht verfehlt.



Dieses Mahnmal ist Teil der Gedenkstätte Paneriai: In Hebräischer Schrift wird der 70 000 ermordeten Juden gedacht. (Dickel)